

Biography:

Ulrich Schulte, 36, is the head of the nation desk of the German national newspaper "die tageszeitung". In this position he oversees the coverage of domestic news, is responsible for organizing a team of 18 colleagues and correspondents and writes editorials, which codetermine the line of the newspaper. Previously, he worked in several positions with "die tageszeitung". He was managing editor at the local news desk and political editor and reporter at the local news and at the nation desk.

Ulrich started his professional career as a freelance writer for local newspapers. He graduated at the University of Münster and holds a Magister Artium in communication studies, sociology and psychology. Ulrich attended the German school of journalism (Deutsche Journalistenschule) in Munich, where he received his degree in 2001. Before joining "die tageszeitung" in 2003, Ulrich established a freelance office with colleagues based in Berlin and worked for a variety of magazines, newspapers and radio stations.

Sweet Home Chicago

29. Oktober 2010

Von ULRICH SCHULTE

Der schönste Moment meiner ersten Woche in Chicago hat nichts, wirklich gar nichts mit Journalismus zu tun: Erst haben sie mir diese Aluminiumkeule in die Hand gedrückt. Und bevor ich weiß, wie mir geschieht, grinst der Typ gegenüber von mir, wirft, und der Ball fliegt in hohem Bogen auf mich zu. Ich hole aus, schwinge durch, und nach einem hohlen „Tock!“ fliegt der Ball wieder. Nur weg von mir. Verdammt. Treffer. Was jetzt? Richtig, ich muss laufen.

Baseball kam in meiner Liste der überflüssigen Sportarten gleich hinter Eiskunstlauf. Es ist sterbenslangweilig. Nichts passiert, und wenn doch, versteht kein Mensch, was. Und jetzt renne ich an diesem heißen Samstag im August wie verrückt auf die erste Base zu, reiße die Arme hoch und rufe „I did it!“. Meine Teamkollegen kreischen, lachen und Baseball, oder vielmehr die Freizeitvariante Softball, ist ein großartiges Spiel.

Mein Debut auf dem Rasen des Lincoln Park in Chicago hatte ich dem Zufall zu verdanken. Das Softball-Team der Chicago Tribune war gegen Ende der Saison urlaubsgeschwächt und brauchte einen Catcher für ein entscheidendes Spiel der Hobbyliga. Ich behauptete, dass ich diese Herausforderung ordentlich gemeistert habe. Wir haben gewonnen. Und ich ertrug es mit Fassung, dass meine Recherchefrage an die Kollegin, ob ich die Bases mit oder gegen den Uhrzeigersinn entlang laufen müsse, in einer Rundmail in der Redaktion gewürdigt und noch tagelang für Belustigung sorgte.

Die Chicago Tribune, das war meine Zeitung während des Burns-Fellowships. Sie gehört zur Tribune Gruppe, einem landesweit operierenden Medienkonzern. Er besitzt mehrere Tageszeitungen, darunter die Los Angeles Times, 23 Fernsehsender sowie mehrere Radiosender. Der Konzern befindet sich seit langem in einem Insolvenzverfahren und sucht Investoren. Entsprechend hat auch die Tribune harte Jahre hinter sich. Mehrere Kündigungswellen haben das Personal fast halbiert, Korrespondentenbüros wurden geschlossen, der Newsroom verkleinert.

Ich habe den ersten Monat im Wirtschaftsressort verbracht, dort arbeiten rund 16 Reporter und Redakteure, halb so viel wie vor den Kürzungen. Fast täglich wurden in meinen zwei Monaten über den internen Mailverteiler neue KollegInnen vorgestellt, sowie Kündigungen und Wechsel bekannt gegeben. Die KollegInnen ertragen die Unsicherheit mit dem lässigen Optimismus, der vielen Amerikanern zu Eigen ist – eine Kollegin meinte, die Tribune sei „too big to fail“. Ich wünsche ihr, dass sie Recht behält.

Der Einstieg fällt als Burns-Fellow leicht. Das Stipendium ist bekannt und als Marke fest etabliert, mehrere Redakteure haben mich auf meine Vorgänger angesprochen. Ich habe die allermeisten Kollegen als sehr hilfsbereit und offen erlebt. Jeder erzählt gerne über seinen Job, vom Nachrichtenredakteur am Breaking News Desk bis zur Wirtschaftskolumnistin, gibt Tipps, hilft mit Kontakten aus.

Als Obama Chicago für ein Fundraising-Dinner besuchte, versuchte der zuständige Lokalredakteur mich – leider ohne Erfolg – in dem nachfolgenden Pressemeeting unterzubringen, obwohl die Akkreditierungsfrist längst abgelaufen war. Als ich für eine taz-Geschichte in armen Stadtteilen recherchierte, schrieb mir meine Wirtschaftskollegin nach einer kurzen Frage fünf Mails mit Kontakten, etwa in der Stadtverwaltung, und gab mir ihre private Handynummer mit auf die samstägliche Recherche. Falls der Deutsche im Vorort verloren geht.

Obwohl ich die amerikanische Freundlichkeit von vorherigen Aufenthalten kannte, hat mich doch die Herzlichkeit einiger KollegInnen überrascht. Ob es der Wirtschaftschef war, der mich zum Baseballspiel der Chicago Cubs oder zum Dinner mit Frau und Freunden einlud, die Wirtschaftsreporterin, mit der ich Softball spielte, oder die Meinungsredakteurin, die mir Blues-CDs brannte: Ich hoffe, viele einmal wieder zu sehen und mich irgendwann für diese Herzlichkeit revanchieren zu können.

Doch nicht nur dieser neuen Kontakte wegen werde ich nach Chicago zurückkehren. Auch die Stadt an sich ist wunderbar – und sehr widersprüchlich. Die „L“, die Hochbahn, rumpelt langsam, aber verlässlich durch die Straßen, sie bildet zusammen mit dutzenden Buslinien ein komfortables Nahverkehrsnetz. Auf den wichtigsten Avenues gibt es Fahrradstreifen, jawohl, Fahrradstreifen. Ich hatte mit meinem von der Tribune gestellten Mountainbike nie das Gefühl, ein Auto zu vermissen.

Der Lake Michigan ist wohl das größte Plus der Stadt, ein Süßwassermeer, das ein paar hundert Meter vor den Wolkenkratzern beginnt: Am Seeufer, das laut städtischer Verordnung nicht privat bebaut werden darf, spielt sich in den Sommermonaten das öffentliche Leben ab – auf den Sandstränden picknicken Familien, auf dem Lakeshore-Trail fahren Skater und Radfahrer, im Grantpark geben Jazzbands kostenlos Konzerte. Am See habe ich die schönsten Wochenenden verbracht. Und oft noch eine Stunde am Yachthafen gelesen, nachdem ich abends aus der Redaktion kam.

Doch Chicago hat auch eine andere Seite. Die Stadt sei „the most segregated city“ der Vereinigten Staaten, schrieb die Tribune vor zwei Jahren. Daran hat sich nicht viel geändert, in der Tat leben Ethnien hier meist scharf voneinander getrennt. Sehr vereinfacht: Der Norden ist reich und weiß, der Süden arm und schwarz.

Ich bin nach Roseland gefahren, eines der ärmsten Viertel der Stadt, in dem fast nur Schwarze leben. Dort habe ich zu Food Deserts recherchiert, das sind urbane Gegenden, deren Bewohner kaum Zugang zu frischem Obst oder Gemüse haben. Es gibt keine Supermärkte in Food Deserts, aber reichlich Fast Food-Filialen, Tankstellen mit Chips und Candy und billige Imbisse. Der schwarze Pfarrer, den ich interviewt habe, kämpft gegen diese Unterversorgung. Er organisiert mit seiner Kirchengemeinde Märkte, die von schwarzen Bauern aus der Umgebung Chicagos beliefert werden. Food Deserts – und andere Phänomene – bezeichnet er als strukturellen Rassismus.

Jeder Chicagoer weiß, dass Schwarze in besseren Vierteln nachts kein Taxi bekommen, weil Fahrer fürchten, ausgeraubt zu werden. Umgekehrt stand ich eine halbe Stunde in Roseland an der Bahnstation, weil vier freie Taxen vorbeifuhren, ohne zu halten. Als ich dies später in der Redaktion erzählte, war niemand sonderlich überrascht.

Auch im Zeitungsalltag wurde ich mit kulturellen Unterschieden konfrontiert. Während deutsche Wirtschaftsseiten oft trocken und zahlenlastig daher kommen, versuchen die Tribune-Kollegen sehr lebensnah zu schreiben. Reporter beginnen ihre Texte meist mit Einzelschicksalen, die das Problem spiegeln. „My goodness, I still need a real person!“, war ein gängiger Seufzer im Wirtschaftsressort. Deutsche Zeitungen können sich hier einiges anschauen.

Die Tribune-Gruppe nutzt ihren Newsroom für alle Kanäle. Für die KollegInnen des Wirtschaftsressorts bedeutet das Stress: Ein recherchierender Reporter soll eine Geschichte möglichst früh online stellen, sie gegebenenfalls updaten, und dann die Printversion schreiben. Gegen 17 Uhr folgt, wenn es ein wichtiges Thema ist, ein Interview in der Fernsehshow des Haussenders, die im Newsroom aufgezeichnet wird.

Dass die Qualität nicht stark leidet, liegt vor allem an der engen Zusammenarbeit zwischen Redakteur und Reporter. Der Redakteur arbeitet kontinuierlich mit, stellt immer wieder Fragen, zeigt andere Wege auf, hilft bei der Recherche. Bei einer großen Geschichte koordiniert er ein Rechercheteam aus zwei oder mehr Reportern.

Wie in amerikanischen Zeitungen üblich sind die Aufgaben dabei klar getrennt. Redakteure schreiben nicht, sondern koordinieren und redigieren. Reporter kommentieren nicht, sondern recherchieren und schreiben Nachrichtenstücke. Und das Editorial Board, das Meinungsressort, kommentiert.

Mich hat überrascht, wie stark sich die Tribune auf Lokales konzentriert. Geschichten aus den Ressorts Chicago und Chicagoland dominieren die vorderen Seiten, aufgemacht wird mit Nachfolgespekulationen zu Bürgermeister Richard Daley, mit einer Rentnerin, die in ihrem Vorgarten einen 12jährigen anschoss, um ihr Haus zu verteidigen, mit Erfolgen des Football-Teams Chicago Bears. Mit dieser Strategie versucht das Management das Bröckeln der Auflage zu stoppen, die an Werktagen 540.000 Exemplare hoch ist.

Altgediente Kollegen, mit denen ich geredet habe, klagen über den Niedergang der Zeitung, auch wenn vieles im Blatt an die alte Tribune erinnert – das mit 12 Seiten umfangreiche Buch „Nation & World“, die dicht recherchierte doppelseitige Geschichte „News Focus“, nicht zuletzt die Meinungsseiten mit ausführlichen Debattenbeiträgen. Hier, im Editorial Board, habe ich den zweiten Monat meines Aufenthalts verbracht.

Es ist die Seele der Zeitung, und es steht traditionell den Republikanern nahe. Die KollegInnen schreiben – namentlich nicht gekennzeichnete – Editorials, die die konservative Linie der Zeitung vorgeben. Sie verfassen Debattenbeiträge, betreuen Essays von Autoren und die Leserbriefe. Schon äußerlich ist der Unterschied zu dem hektischen Newsroom mit den hunderten Boxen nicht zu übersehen: Die KollegInnen sitzen in Einzelbüros, die mit Holz getäfelt und mit Glasscheiben vom Gang abgetrennt sind. Sie konferieren in einem Raum mit dickem Teppich und schweren Lederstühlen, von dessen Fenstern man direkt auf das Wrigley Building und die Michigan Avenue schaut.

Hier treffen sich die Redakteure zwei Mal in der Woche, um zu besprechen, was auf den Meinungsseiten erscheint. Ich habe spannende Diskussionen erlebt, immer klug, oft leidenschaftlich. Über den geplanten Moscheebau in der Nähe von Ground Zero in New York City. Über einen Pfarrer, der eine öffentliche Koranverbrennung am 11. September plante. Oder über die Frage, ob Vertreter der Stadt mit Gangleadern verhandeln sollten. Das fand überraschenderweise die Mehrheit in Ordnung, während die erklärte Demokratin des Ressorts ein „Why? Put them in jail!“ in den Raum schmetterte.

Meine Wochen im Editorial Board fielen in die politisch spannende Zeit vor den Midterm Elections. Im Bundesstaat Illinois wählen die Bürger bei den Anfang November stattfindenden Halbzeitwahlen nicht nur Vertreter für Repräsentantenhaus und Senat, sondern auch den Gouverneur auf Landesebene, und Regierungen der Countys in den Bezirken. Wie immer vor Wahlen organisiert das Board so genannte Endorsement Interviews mit fast allen KandidatInnen für die unterschiedlichen Posten. Nach diesen Gesprächen entscheidet das Ressort, wen es den Lesern für die Wahl empfiehlt – und wer durchfällt.

Das ist in etwa so, als würde eine deutsche Regionalzeitung nicht nur Kanzlerkandidaten und ihre Schattenkabinette namentlich empfehlen, sondern auch seitenweise Kandidaten für den Bundestag – undenkbar. Gerade deshalb war für mich der Einblick in diese Wahlempfehlungen hochinteressant. Allein der Aufwand ist enorm. Eine Kollegin telefonierte wochenlang mit Sprechern der Kandidaten, um alle Terminpläne in Einklang zu bringen („Das ist wie dreidimensionales Schach!“). In meiner Zeit hielt das Board fast täglich ein Endorsement Interview ab, und jedes Gespräch hatte etwas von einem Duell.

Die Redakteure bereiteten sich akribisch vor, jeweils einer übernahm im Wechsel die Leitung. Jeden Versuch der Politiker, sich in Floskeln zu flüchten, unterbanden die Kollegen mit knappen Fragen wirksam. Ich hatte das Glück, an meinem vorletzten Tag noch die Gouverneurskandidaten zu sehen – Amtsinhaber und Demokrat Pat Quinn und Herausforderer und Republikaner Bill Brady lieferten sich in einem brechend vollen Tagungsraum ein interessantes Gefecht.

Selbst mir, der ich keine Ahnung vom Haushaltsdefizit Illinois hatte, verschafften diese Gespräche einen guten Eindruck von den Kandidaten und ihren Konzepten. Und ich liebte die nachfolgenden Diskussionen im Flur – die Frage lautete natürlich: „Wen würdest du empfehlen?“ Bei den Endorsements, die letztlich veröffentlicht werden, spielt die politische Ausrichtung der Tribune eine

große Rolle. Ein Demokrat muss schon dem konservativen Flügel seiner Partei angehören, oder gegen einen extrem schwachen Republikaner antreten, um von der Tribune empfohlen zu werden. Republikaner Brady bekam Mitte Oktober das begehrte Endorsement – obwohl er eine extrem schwache Vorstellung abgeliefert hatte.

Rückblickend muss ich sagen, dass mir die zwei Monate in jeder Hinsicht neue Horizonte eröffnet haben. Ich konnte den taz-LeserInnen, das hatte ich mir vorgenommen, den Wandel des Mittleren Westens beschreiben – eine Region, über die in deutschen Zeitungen wenig zu lesen ist. Ihre Vergangenheit und ihren Niedergang habe ich mit einem Buchautor besprochen. Die Gegenwart habe ich in der Kleinstadt Watseka, Illinois, recherchiert, in der ich mit einem Landwirt durch Maisfelder gestapft bin, um über industrielle Landwirtschaft zu schreiben. Und ihre Zukunft sah ich mir in einer Fabrik für Windturbinen in Fort Madison an.

Was habe ich noch erlebt? Ich habe mit Rentnern bei Ice Cream über Obama diskutiert, ein Rodeo in Iowa gesehen, verdammt guten Jazz in einer Chicagoer Bar gehört und fünf Kilogramm zugenommen. Und ich habe mir einen Baseballhandschuh gekauft. Für den nächsten Sommer in Berlin.